

Die Revolution frisst ihre eignen Kinder: Opernturm statt Zürich-Haus

Hochhausdebatten im Frankfurt der Gegenwart

Wer aus der historischen Perspektive aktuelle Debatten zum Stadtumbau beobachtet, kann sich den Luxus leisten, eine größere Distanz einzunehmen als die Akteure der Auseinandersetzung; die Genese von »Frontverläufen« und der Wechsel von Positionen treten dabei deutlicher hervor. Im Folgenden werden exemplarisch Struktur und Verlauf einer für »Mainhattan« signifikanten Teildebatte um das Stadtbild rekonstruiert^{1/1}: der Prozess der Destruktion einer historischen Hochhausarchitektur, des Zürich-Hauses, und dessen Ersetzung durch einen höheren Neubau, den Opernturm.

Die ursprüngliche Bebauungsschicht aus der Vorkriegszeit ist an diesem Ort indirekter präsent als bei den meisten Innenstadt- und Rekonstruktionsdebatten. Dennoch ist die Emotionalisierung ähnlich hoch wie bei Fällen mit einer größeren zeitlichen Tiefendimension. Die Virulenz von Hochhausdebatten begann in Deutschland schon früh: Die teilweise euphorische Rezeption der überseeischen Hochhausarchitektur in den 1920er Jahren hatte bereits große öffentliche Skepsis hervorgerufen.^{2/2} Hochhäuser waren und sind stets Nuklei von Kämpfen um Deutungshoheiten innerhalb des architektonischen und urbanistischen Diskurses.

Hochhäuser mit Alterswert

Besonders gut lässt sich in Frankfurt nachvollziehen, wie die Entstehung, neuerdings aber eben auch das Verschwinden von Hochhaustürmen, immer wieder Wellen schlägt.^{3/3} Vielen Debattenteilnehmern ist klar geworden, dass traditionelle Frontstellungen zwischen den euphorischen Anhängern »Mainhattan« und den polemischen Anklägern eines »Bankfurt« oder »Krankfurt« in Bewegung geraten sind. Da zunehmend eine differenzierte Sicht möglich, ja geboten scheint, kann sich nun auch die Kunstgeschichte mit der Skyline beschäftigen – sie hatte sie übrigens schon früh zum Gegenstand erkoren, indem sie sie als hochwertiges Gesamtkunstwerk kanonisiert hatte.^{4/4}

Entscheidend für eine neue Lageeinschätzung ist, dass die Architektur des Wiederaufbaus im Frankfurt der Nachkriegszeit, die man bis in die 1970er Jahre hinein datieren kann, heute bereits einen Alterswert zu reklamieren vermag, der neuerdings mit Neubauprojekten kollidiert. Die Hochhausrevolution frisst nun ihre eignen Kinder, und das just in dem Moment, in dem diese erstmals potenziell denkmalwürdig werden. Diese Spannung scheint zunächst nur Folge eines »natürlichen« Alterns der ehemals so modernen Hochhausbauten zu sein, das auch vor den architektonischen Riesen nicht haltmacht. Aber es gibt auch ganz spezifische Faktoren im Prozess beziehungswei-

se im Diskurs, die die erste Hochhausgeneration »alt aussehen« lassen und zeitdiagnostisch aussagekräftig sind: Die ehemals als Traditionsbruch wahrgenommene Innovation des Hochhausbaus muss sich nun selbst verstärkt nicht mehr nur gegen Modernisierungsprojekte behaupten, die nur ökonomisch motiviert wären. Der mehr oder weniger starke Funktionalismus der frühen Hochhausbauten wird nun auch im Widerspruch zu »ästhetischen« Maßnahmen gesehen, die als innovative »Stadtreparatur« etikettiert werden, dabei aber traditionalistisch und vielfach auch nostalgisch unterlegt sind. Im Gegensatz zu diesen sogenannten Heilungsmaßnahmen werden die »alten« Hochhäuser der ersten Nachkriegsgeneration nun mit dem Verdikt des Unhistorischen belegt. Abrisskritiker avancieren zu geschichtsbewussten Erbwältern einer klassischen, internationalen Moderne, die ursprünglich im Fokus der Rationalismuskritik gestanden hatte, jetzt aber ihrerseits als von einer globalisierten Nostalgie des »heilen« Lokalen (»glocalization«) bedroht wird.

von Markus
Dauss



Das Verschwinden historischer Hochhausarchitektur: Das denkmalwürdige Zürich-Haus, 1958 bis 1962 von den Architekten Werner Stücheli (Schweiz) und Udo von Schauroth (Frankfurt) erbaute, wurde ab 2001/2002 abgerissen.

Opernturm als wichtiges Element der »Stadtrepatur«, so jedenfalls sieht es der Frankfurter Architekt Christoph Mäckler, der den Entwurf für den Neubau schuf.



Die auf den Opernplatz geöffneten Arkaden der Randbebauung sollen das klassische Platzensemble wieder erstehen lassen.

Für die Sicht auf den Abriss (2001) des Hochhauses der Zürich-Versicherung, das durch den Opernturm (seit 2007 im Bau) ersetzt wird, gilt diese neuartige Umkehrung ganz besonders. Das in direkter Nachbarschaft des Opernplatzes ab 1958 erbaute Zürich-Haus stand seit 1989 unter Denkmalschutz. Diese Protektion wurde schrittweise aufgehoben. Dies ließ eine häufig als »Ikone des Wiederaufbaus« wahrgenommene Architektur in den Augen vieler – auch ehemaliger Hoch-



hausgegner – zum architektonischen Märtyrer mutieren.

Aber zunächst einige allgemeine stadtgeschichtliche Hintergrundinformationen: Frankfurt war nach dem Zweiten Weltkrieg schnell zur Handels- und Wirtschaftsmetropole der Westzone aufgestiegen. Schon in dieser Zeit waren, an die vereinzelt Ansätze der 1920er Jahre wie das IG-Farben-Gebäude anknüpfend, einige Hochhäuser erbaut worden. Das schwere, neoklassizistische Erbe der auftrumpfenden, überwiegend erdverbundenen NS-Repräsentationsarchitektur galt als gründlich diskreditiert. Die betont schlicht gehaltenen Hochhäuser dieser ersten Generation aber legten eine betont »sachliche« Haltung und eine ruhige Geste an den Tag, die kollektivpsychologisch erwünscht waren. Durch eine Mischung, die moderne Parameter mit Anklängen an vertraute Muster zusammenbrachte, konnten die Nachkriegsbauten zur perfekten Inkarnation der zeittypischen »konservativen Modernisierung« avancieren.^{15/} So gemahnte die gesamte Gliederung der 1950er-Jahre-Hochhäuser in eine Sockelzone – wenn schon aufgelockert –, einen eigentlichen Baukörper und schließlich eine obere Abschlusszone in Form einer modernen Attika oder eines auf schmalen Pfeilern lastenden Kragdachs noch an die klassische architektonische Geschosseinteilung oder den Säulenkanon.

Widerstand gegen die »Büroschachtel« und ihren provokanten Standort

Das Hochhaus, das der Schweizer Zürich-Versicherungskonzern durch die Architekten Werner Stücheli (Schweiz) und Udo von Schauboth (Frankfurt) errichten ließ, scherte aus diesem Konsens aus. Hier wurde eine »Büroschachtel« geschaffen, deren obere Ausklangzone ganz wegfiel. Kennzeichen des Stahlbetonskelettbau war eine besonders dünne, leichte und platzsparende, mehrschichtige »Haut«, eine Sandwichfassade.^{16/} Nicht nur die ungewohnte, amerikanisch wirkende Ästhetik des Turms mit seiner Curtain-Wall-Fassade war aufsehenerregend. Provokanter war der Standort des Ensembles. Es markierte die Westseite des Opernplatzes, auf dem das Opernhaus, noch ruinös, einer neuen Bestimmung harpte. Damit drang erstmals ein Hochhaus vom Rande her in das Wohnviertel Westend ein, und das planerische Auftaktsignal für die bawirtschaftliche Erschließung zugunsten des Tertiärsektors war gegeben. Der Höhenakzent von knapp 70 Meter war zwar an sich moderat – er übertraf den Domturm mit seinen 95 Metern Höhe nicht –, aber erste, noch relativ moderate Proteste artikulierten sich. Auch die Befreiung von den Vorgaben des Bebauungsplanes wurde als äußerst beunruhigend wahrgenommen.

Nach der Einweihung des Zürich-Hauses 1962 glätteten sich trotz des aufkeimenden bürgerlichen Widerstandes zunächst die Wogen in Öffentlichkeit und Presse.^{17/} Trotzdem: Der Bau und seine Wahrnehmung waren ein Präjudiz für die Verhärtung der Fronten zwischen Stadtpolitik – im Verbund mit Investoren – und Bewohnern.^{18/} Durch den Fingerplan ab 1968 sollte das Zürich-Haus als eine Art Handwurzel für die Verdrängung der Wohnquartiere im Westend, vor allem entlang der Bockenheimer Landstraße, funktionalisiert werden. Der Widerstand der dort wohnenden Bevölkerung, von in Bockenheim ansässigen Studenten und

der linken Hausbesetzerszene, nahm rapide zu.¹⁹¹ Aber relativ unbenommen davon konnte sich der Zürich-Bau auch zu einem recht populären Verdichtungspunkt des urbanen Lebens mit Anbindung an die innere Innenstadt und die Grünoase des Rothschildparks entwickeln. Aufgrund seiner Lage wurde der Bau mit seiner Uhr, die den Rhythmus des städtischen Lebens wie eine Kirchturmuhur vorgab, mit positiven Attributen identifiziert.

Gegen Abriss: Hochhausgegner werden zu Anwältin des »Status quo«

Der Denkmalschutz, den das hessische Landesamt für Denkmalpflege dem Komplex zugebilligt hatte, wurde 1991 aufgehoben. Nachdem der Eigentümer 1995 erstmals seinen Abrisswillen bekundet hatte, wurde dies 1998 von der Stadt abgenickt, weil der Besitzer abzuwandern drohte. Die öffentlichen Proteste dagegen waren enorm. Entscheidend ist, dass sich die historische Konstellation der Entstehungszeit des Baus und vor allem der nachfolgenden Kämpfe nun umdrehte.

Auch ehemalige Hochhausgegner wie die Bürgerinitiative »Aktionsgemeinschaft Westend« wurden nun zu Anwältin des »Status quo«. Zwar korrespondiert diese Sicht mit einer allgemein positiveren Perspektive der Frankfurter Bürger auf Hochhäuser und Skyline [siehe auch Rodenstein »Rekonstruieren und neu bauen – Ein soziologischer Blick auf die Frankfurter Altstadt«, Seite 23]. Sie macht dennoch einen Sonderfall aus, da das alte Hochhaus nun auch von ursprünglichen Skeptikern des modernen Hochhausbaus verteidigt wurde. Aber vergeblich: Das Zürich-Haus wurde ab August 2001 abgebrochen.

Nicht weniger kontrovers als der Abriss des Ensembles war die Entwicklung eines Nachfolgeprojektes für das prominente Grundstück in bester City-Lage. Die Debatten um den 168 Meter hohen Opernturm des Frankfurter Architekten Christoph Mäckler, der mit einer begleitenden Blockrandbebauung den Opernplatz westlich abschließen, urbanistisch »fassen« soll, ziehen sich bis in die Gegenwart des Jahres 2009. Die starke Verflechtung von Hochhausbau und wirtschaftlicher



Nach Abriss der »Ikone des Wiederaufbaus« lag das Grundstück am Opernplatz fünf Jahre lang brach.



Aufgestockt: Aus ursprünglich 90 Metern wurden 170 Meter – damit stieg die Emotionalisierung der Debatte.

Anmerkungen

^{11/} Mein Beitrag beruht vor allem auf einer systematischen Auswertung der thematisch einschlägigen Beiträge (Artikel, Leserbrief, Kommentare etc.) in der FAZ und der FR von 1994 bzw. 1998 bis heute.

^{12/} Rainer Stomme/Dieter Mayer-Gürr *Hochhaus. Der Beginn in Deutschland* Marburg 2002.

^{13/} Marianne Rodenstein *Von der »Hochhausseuche«*

zur »Skyline als Markenzeichen« – *die steile Karriere der Hochhäuser in Frankfurt am Main* In: dies. (Hrsg.) *Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin der Städte?* Stuttgart 2000, S. 15–70. Die Frankfurter Soziologin bietet einen solide recherchierten, klaren Überblick über die Geschichte der Hochhausarchitektur in Frankfurt, der vor allem die planungs- politische und

stadtsoziologische Dimension fokussiert.

^{14/} Ulf Jonak *Die Frankfurter Skyline. Eine Stadt gerät aus den Fugen und gewinnt an Gestalt* Frankfurt/New York 1992.

^{15/} Enrico Santifaller *Steht das Zürich-Haus schief?* In: Dieter Bartetzko (Hrsg.) *Sprung in die Moderne. Frankfurt am Main. Die Stadt der 50er Jahre* Frankfurt am Main/New York 1994, S. 80–99.

^{16/} Sie war ein Materialverbund – der allerdings immense thermische Probleme mit sich bringen sollte. Dazu: Ernst Wegener *Beginn der »Entwicklung der City ins Westend« – das Zürich-Haus am Opernplatz* In: Detlef Janik *Hochhäuser in Frankfurt. Wettlauf zu den Wolken* Frankfurt am Main 1995, S. 36.

^{17/} Enrico Santifaller *Steht das Zürich-Haus schief?* In: Bartetzko 1994, S. 80–99.

^{18/} Detlef Janik *Wie die Hochhäuser nach Frankfurt kamen* In: ders. 1995, S. 9–12.

^{19/} Zu dieser Phase: Richard Herding *Der Westend-Konflikt als öffentlicher Lernprozess. Vom Abbruch zur Erhaltung, vom ökonomischen zum ökologischen Stadtbild* In: Martin Wenz (Hrsg.) *Hans Kampffmeyer. Planungsdezernent in Frankfurt am Main 1956–72* Frankfurt am Main 2000,

S. 176–201. Der Band bietet viele weiterführende Hintergrundinformationen, siehe auch den Beitrag von Roland Burgard (*Frankfurts Hochhäuser, Kampffmeyer und die Folgen*, S. 139–175).

Konjunktur führte dabei zu immensen Stockungen. Die Neubebauung des Zürich-Grundstückes entwickelte sich zu einer nervenaufreibenden Geduldssprobe für kommunale Entscheidungsträger sowie für die Öffentlichkeit [siehe auch Heeg/Dörny »Zürich-Haus und Opernturm – Beispiele für spekulationsgetriebene Planung«, Seite 36]. Stocken und Fortgang des Opernturms avancierten so in der öffentlichen Wahrnehmung zu einem bauwirtschaftlichen und gesamtkonjunkturellen Stimmungsbarometer für den Standort Frankfurt.

Opernturm: »Stadtrepatur«?

So ist das Nachfolgeprojekt des Zürich-Hochhauses an die häufig affektiv geführte Frankfurter Hochhaus- und auch Stadtbilddebatte angebunden. Dabei geht es auch um das Verhältnis von »innovativen« Hochhäusern und »traditionellen« Räumen wie dem Römer, außerdem um die Probleme einer Konzentration der Stelen des Tertiärsektors im Innenstadtbereich. Speziell die Hochhausdiskussion kommt nie an der funda-

mentalsten Ebene, der reinen Bauhöhe, vorbei: Von der Lobbyarbeit des Architekten vorbereitet, wurde im Jahre 2001 eine Aufstockung von ursprünglich 90 auf fast 170 Meter beschlossen. Proportional dazu stieg die Emotionalisierung der Debatte.

Der kritische Nah-Blick auf das weit sichtbare »Ausrufezeichen« stellte dabei Fragen nach Denkmalschutz und Stadtbildkontinuität. Denn in Höhe und Gestaltung wurde das Neubauprojekt daraufhin untersucht, wie es sich zum Traditionsensemble des Opernplatzes verhält. Im Hochhausrahmenplan von 1998 war eine derartig hohe Neubebauung nicht vorgesehen. Gegner befürchteten, der unerwartet hohe Turm werde ein Präjudiz für andere, nicht ausgewiesene Hochhaus-Standorte sein. Der Architekt hingegen bemühte sich, den Neubau als wichtiges Element einer »Stadtrepatur« vorzustellen. Die steinsichtige Fassade wie die kommerziell genutzten, auf den Opernplatz geöffneten Arkaden der Randbebauung sollen zur Wiederschaffung eines klassischen Platzensembles beitragen, ebenso wie die Verschlinkung und Aufstockung des Turms sich zugunsten von mehr Grünfläche auswirken sollen. Feindbild ist für den engagiert argumentierenden »Baumeister« vor allem die funktionalistische, formalistische Moderne. Sie gilt ihm, der sich auch an anderen Orten der Innenstadt für ein Sichtbarmachen verschütteter oder überbauter Geschichts-Schichten starkmacht, als Vertreter einer kalten, gesichtslosen Ortlosigkeit und eines mangelnden Materialbewusstseins. Als Berater für den Campus Westend der Goethe-Universität hat der Architekt sich auch dort für eine ähnliche, einheitsstiftende Materialregie als Trägerin einer Ensemblewirkung stark machen können.

Projektgegner und Kritiker des Architekten haben seine Traditionsorientierung als nostalgisch bezeichnet sowie seine stadtsoziologisch fragwürdig erscheinenden Prämissen kritisiert: Das harmonisierende und materialästhetische Emotionskonzept sei unterkomplex und die soziale Exklusivität abzulehnen. Vor allem aber ist das vom Architekten vorgeschlagene Konzept einer Gestaltungssatzung, die ihm zufolge Harmonie und Kontinuität des Stadtbildes durch formale und materielle Normen festschreiben soll, von den Kritikern mit einem Hauptargument abgelehnt worden: Effektiver als jede Gestaltungssatzung sei schließlich ein wirkungsvoll durchgesetzter Denkmalschutz – man verweist dabei eben gerade auf den Abriss des Zürich-Hauses. ◆

Das Verhältnis von »innovativen Hochhäusern« und »traditionellen Räumen« prägt die Stadtbilddebatte seit den 1990er Jahren. »Erschlägt« der neue Turm die Oper und ihren Vorplatz?

Der Autor

Dr. Markus Dauss, 35, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Kunstgeschichtlichen Institut der Goethe-Universität; seine Arbeitsschwerpunkte sind: komparative Architekturgeschichte (Deutschland – Frankreich), allgemeine Architekturgeschichte und -theorie vom 18. bis 20. Jahrhundert, deren methodische Öffnung auf soziologische Fragen, politische Ikonologie des Denkmals und der Architektur, Probleme der Intermedialität.

dauss@kunst.uni-frankfurt.de

www.kunst.uni-frankfurt.de/mitarbeiter/dauss/dauss_frame.htm

